

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 5

Artikel: Der Lorbeerkranz [Schluss folgt]
Autor: Lang, Robert Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wintertage. *)

Die Tage werden stiller jetzt und kalt
 und jede Stunde seltsam weik und alt.
 Kaum trägt noch eine auf den grauen Flügeln
 ein Streifen Sonne zu verlassen Hügeln.
 Kaum zaubert eine noch auf dein Gesicht
 ein letztes warmes Blühen von Glanz und Licht.
 Doch alle Nähe wird dir seltsam fraut,
 wie etwas, das du heimlich dir gebaut,
 so wie ein Glück man baut mit heißem Herzen
 vor tausend flackernden und müden Kerzen.
 Nun siehst du um dich und ein frommer Schein
 dringt jäh in deine tiefsten Tiefen ein.
 Reis fällt der Schnee. Ganz leise rauscht ein Baum.
 Du stehst und lächelst zwischen Tag und Traum.

Der Lorbeerkranz.

Novelle v. Robert Jakob Lang, Itikon.

Glychenau ist ein schweizerisches Dorf. Es trägt sich, obwohl es im Wettbewerb um die Erhaltung und Fortbildung bürgerlicher Tugenden nicht hintanstehen möchte, keineswegs mit außergewöhnlichen Absichten. Es strebt vielmehr dahin, wohin es ihm von Gesetzes und von Herkommens wegen gestattet ist zu gelangen, und sein Stolz ist gesättigt, wenn damit ein hübscher Erfolg sich verbinden läßt. Seine Art ist die Art seiner Bürger, welche frei und gleich waren, sind und bleiben wollen. Die Freiheit hängt nicht so sehr von ihnen ab, als die Gleichheit. Und im Bewußtsein dieser Einschränkung, bilden sie sich nicht wenig darauf ein, die Gleichheit im Namen und im Wappen des Dorfes für alle Zeiten festgelegt zu haben.

Was das Wappen von Glychenau angeht, ist es so einfach als möglich: Einen silbernen Schild halbieren, wie ein Gleichheitszeichen, zwei schwarze Balken. Wer sich mit den Glychenauern nicht zum besten steht, pflegt die Balken als die Sparren anzusprechen, welche diese ehrentwerten Bürger ihr Leben lang in ihren Köpfen herumtrügen. In Wirklichkeit ist es diesbezüglich kaum anders mit den Glychenauern bestellt als mit allen Bürgern der ganzen Erde. Sie haben wohl wie diese einen Sparren, möglicherweise zwei, aber im übrigen wissen sie sich verflucht klug und berechnend zu benehmen und schlagen sich durch diese schweren Zeiten auf die vergnüglichste Weise, ohne daß man jedoch öffentlich Anstoß an ihrem Treiben

*) Aus: Spiegelungen. Neue Gedichte von Gertrud Bürgi, 1924. Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld. Wie Natur und Gott, Lebende- und Tote, Nacht und Tag sich in einer empfindenden Seele spiegeln können, zeigen diese Gedichte. Manchmal huschen die Körper wie Schatten an dem Spiegel vorüber

und bleiben unfassbar, weil ein Bild das andere jagt und dadurch kein einheitlicher Eindruck zustand kommt; immer jedoch werden Empfindungen geweckt, und dies bedeutet eine Bereicherung. Der Form wäre größere Geschlossenheit zu wünschen. Wir geben als Beispiel das Gedicht „Wintertage“.

nehmen könnte. Vielmehr sind sie geneigt, ihrerseits an manchem, was in unserm Schweizerlande geschieht, ihr abschätziges Urteil zu wezen und insbesondere was die Gleichheit anbelangt, erweisen sie sich in vielem empfindlicher als andere. Zwar verstehen sie diese Gleichheit nicht etwa so, daß es bei ihnen nicht auch Tagelöhner und Schuldenbauern neben wohlbestallten Knechten, Handwerkern und Gewerbetreibenden, ja Großbauern und Fabrikanten gäbe. Denn die Gleichheit ist für sie eine Forderung, welche der eine beizzeiten einzufassieren vermag, während der andere sie sein ganzes Leben lang schuldig bleibt. Dieser bringt es mit ihr zu nichts, oder zu weniger als nichts; jener zieht seinen schönen Nutzen und Gewinn daraus. Beide aber haben sie! Deshalb herrscht denn auch in Glhchenau die größte Einhelligkeit, wenn es sich darum handelt, den oder jenen Schweizerbürger, welcher ein fremdes Ordensbändchen, ein Ehrenkreuz oder gar einen Titel trägt, zu verdammen und eigentlich zu verachten. Denn das schickt sich nun einmal nicht und widerspricht dem Gleichheitsfinne der Glhchenauer, daß sich ein Eidgenosse mit Federn schmücke, welche für andere unerreichbar sind. Was jedoch keineswegs hindert, daß sie selbst einen unbeschränkten Sinn für erlaubte Auszeichnungen aufbringen, auch wenn diese über einen Behördensitz, einen Offiziersdegen oder die Erwähnung auf der „Ehrentafel“ des „Glhchenauer Anzeigers“ hinausgehen.

Sie wissen es beispielsweise sonderlich zu schätzen, wenn ihre Athleten mit dem Meisterschaftsdiplom von einem Schwingerfeste heimkehren, wenn ihr Männerchor in seiner Kategorie mit Auszeichnung erwähnt wird, wenn ihre Schützen die Fülle ihrer Treffer in einem massiven Becher nach Hause tragen. Und zuweilen hat es den Anschein, als werteten sie das Sinnbild vorzüglicher Leistung um einige Punkte höher als die Leistung selbst. Am häufigsten aber, und deshalb nicht etwa mit milderer Leidenschaft, streben sie nach dem Schützenfranze. Wenn in ennetländischen Gauen die Massen nach farbiger Knopflochzier ausschauen, so ist eines der Lebensziele jedes wackeren Glhchenauers der Schmuck eines Duzend zum Kranze geflochtener, künstlicher Lorbeerblätter. Und man kann nicht behaupten, daß mit der Vervollkommnung des schweizerischen Gleichheitsgedankens dieses Streben nach einer eigentlich unbedeutenden Auszeichnung abge-

nommen hätte. Im Gegenteil scheint, wie der nachfolgende Bericht erweisen mag, zuweilen versucht zu werden, das Ziel ohne Zusammenhang mit dem Weg, ja auf Umwegen, zu erreichen. Daß dabei auch andere Leidenschaften als diejenige nach Anerkennung öffentlicher Tüchtigkeit manchmal im Spiele sind, soll ebenfalls das Beispiel des Ludwig Arber zeigen, von welchem Glhchenauer Bürger nunmehr ohne weitere Umschweife die Rede sein möge:

Das Haus des Spezereihändlers Ludwig Arber stand mitten im Dorfe. Es bildete ohne Zweifel mit seinen wohlüberlegten Massenverhältnissen eine Bier der Hauptstraße und hatte auch, zum Unterschied von vielen andern Gebäuden, welche in der unbenannten Menge untergingen, seinen eigenen Namen. Es hieß: „Zum grünen Baum“. Diese Auszeichnung war auf die denkbar einfachste Weise zu erklären, obschon weit und breit kein Baum, noch Gesträuch in der Nachbarschaft des Anwesens festzustellen war. Sie hing mit dem Arber'schen Wappen zusammen, welches über dem Torbogen des Hauses in Stein gehauen, aber, zur Hälfte vom Ladenschild verdeckt, nicht gleich jedermann in die Augen fiel. Dieses Wappen, welches denselben geteilten Schild wie dasjenige des Dorfes aufwies, zeigte in seinem oberen Felde jenen stattlich gekrönten grünen Baum, welcher ohne sein Zutun im Laufe der Jahre zum Gebatter des Hauses wurde.

Von diesem Wappen brauchte ja eigentlich nicht groß die Rede zu sein, wenn es nicht den Hinweis in sich enthielte, daß die Familie Arber in der Dorfvergangenheit einmal eine, zu einem besondern Schilde berechtigende Rolle gespielt haben mußte. Und einzig diesem solchermaßen befundeten Umstande war es auch zu verdanken, daß der Oberst Stoll seine Tochter dem Krämer Arber zur Frau gab, obschon sonst verschiedene Gründe gegen eine derartige Heirat sprachen, über welche sich der alte Offizier nicht leichten Herzens hinwegsetzen konnte. Er tat es zunächst lange nicht. Möglicherweise war es ein Steckling jener Gegenstände, welcher in seiner Brust kräftig Wurzeln schlug, wenn er es bei keiner Gelegenheit unterlassen konnte, dem Schwiegersohne das unverdiente Geschick einer solchen Ehe unter die Nase zu reiben. Ein Glück war es, daß Ludwig Arber nicht bössartiger Natur, sondern vielmehr versöhnlichen oder bequemen Gemütes war und alle Hinweise mit einem freundlich verlegenen Lächeln quittierte,

welches sehr jenem andern gleich, mit welchem er einen angesehenen Kunden vor die Ladentüre hinaus begleitete.

„Der Gescheidteste ist er nicht, ma chère Caroline,“ sagte der Oberst zu seiner Frau, wenn er nach einem seiner „Lufthiebe“, wie er die erfolglosen Ausfälle gegen Urber selbst ärgerlich nannte, nach Hause kam. „Der Teufel weiß, was das Mädchen an ihm hat!“

Auch Frau Karoline wußte es. Aber sie unterließ es, ihrem Gatten vorzurechnen, daß die junge Frau Urber ein gutes halbes Dutzend Jahre älter war als ihr Mann und daß ein solcher Altersunterschied unter gewissen Umständen eine hinlängliche Erklärung für manches bedeutet. Dem Obersten war die Tochter stets noch das Mädchen, und da er selbst kaum ein Gefühl für die Flucht der Zeit besaß, kam er nie auf den Gedanken, daß diese Mißheirat seiner Tochter außer anderem auch ein verzweifeltes Ausweichen vor leerem Altjungferntum gewesen war.

In der Tat war das Band, welches Frau Lena Urber mit ihrem Manne verknüpfte, eigentlich zuerst das einer heimlichen Dankbarkeit, welche noch mehr als genügend Raum für viele unbestimmte Gefühle leer ließ. Damit saß sie in ihrer Stube, oder stand sie am Fenster und trommelte sinnend den Tag über Wunderdinge herbei, welche sehr weitab vom gewöhnlichen Dorfgeschehen lagen, während ihr Mann mit eifriger Liebenswürdigkeit von seinem Stehpulte aus eine mäßige Kundschaft und zwei Ladengehilfinnen überwachte. Wenn Frau Lena sich dieses hausbackene Bild gelegentlich vorstellte, geriet ihr ein kleines verächtliches Lächeln in die Mundwinkel. Dann aber senkte sich gleich ihr schöner Kopf, und Tränen kamen ihr. Zuweilen dachte sie auch daran, hinunter zu steigen und sich selbst tatkräftig im Laden umzutun. Aber diese rasche Umwandlung wurde nie zum Entschluß. Wenn sie sich nur das erstaunte Gesicht ihres Vaters vergegenwärtigte, welches er zweifellos aufgesetzt hätte, würde er sie in einer solcher Tätigkeit angetroffen haben! Ach, lieber träumte sie ihren Tag aus, und wenn der Abend kam, ließ sie sich ein wenig von ihrem Manne schöntun: Mit abwesenden Augen und ein fernes Nachdenken auf der Stirne, darüber, wie alles hätte anders sein sollen.

Nur hin und wieder unterbrach ein blasser Lichtstrahl diese allgemeine Dämmerung. Er zitterte wie ein Sonnenkringel auf dem grauen

Boden des Alltags, einen Tag lang, wenn es gut ging, eine Woche lang. Dann jedoch war alles wieder stumm und nicht einmal so richtig hoffnungslos. Das wäre doch wenigstens noch etwas gewesen! Nur so einerlei und gleichgültig. Sene Strahlen aber bezogen ihr Licht aus den gelegentlichen Aufenthalten Ludwig Urbers in der Stadt. Dort geriet er ohne eigenes Bemühen ein wenig unter Leute, welche mit ihrer offenbaren Geschäftigkeit ihn anregten und durch die Großzügigkeit ihrer Pläne, Vorzüge in ihm erwachen ließen, welche in der überlegten Gesetztheit seines Dorfes immer sanft wieder einschließen. Aber zwischenhinein kam er nach Hause, eine gewisse freundliche Unternehmungslust, die ihm sehr wohl anstand, im Gesicht, nahm sich nicht einmal recht Zeit, seinen Hut an den Nagel zu hängen, sondern faßte seine Frau fest um die Hüften und tanzte mit ihr ausgelassen in der Stube herum, bis sie ihn hochatmend und erwartungsvoll um eine Pause bat. Darauf breitete er seine Absichten wie eine Blumendecke vor ihr aus und sie bemühten sich beide, etwas Rechtes davon zu machen; er im Strohfleuer seiner neuen Begeisterung, sie nur ein wenig zweifelnd und doch immer wieder widerwillig hoffend. Und zum Schluß war stets das Ergebnis, daß sie sich auf den Weg zum Stoll'schen Gute machten, um ihr Vorhaben, zu welchem man mit dem väterlichen Räte sich auch einen väterlichen Zuschuß erbitten wollte, dem Obersten zu unterbreiten. Vielleicht wäre es der beiden Glück gewesen, wenn der Oberst in diesen Dingen nicht lange Zeit immer den Humor verloren hätte.

„Muß es denn alleweil so jäkroff sein?“ fragte Frau Karoline klagend. „Gib ihnen doch die paar Tausende. Es reicht ja dann für uns noch recht hübsch, soviel weiß ich doch auch. Und wir haben ja nur dieses einzige Kind!“

„Säferment,“ fuhr der Oberst auf, „damit mir der Schwächling auch noch mein Gerstlein vertut!“

„Ach, Adolf, das kannst du ihm doch wirklich nicht vorwerfen, sparsam wie er ist.“

„Karoline, das verstehst du nicht. Man kann in aller Sparsamkeit mehr verlieren, als in einem forschen Drauflosleben. Aber wo sollte er es herhaben? Ist er Offizier? Ich wollte ja nichts gesagt haben, wenn er bloß Leutnant wäre, trotzdem das ja eigentlich keine Sache ist. Aber er hat keinen Mut, keine Zähig-

feit, was weiß ich! Ich verstehe das Mädchen auch heute noch nicht," knurrte der Oberst aufgeregt.

"Nun, hättest ihr halt einen andern bringen sollen," gab Frau Karoline spitz heraus.

"Papperlapapp! stände mir wohl an, der Kuppelpelz. Ach, diese Pläne! Hat er mir nur bewiesen, daß er in seinem Fache etwas Tüchtiges leisten kann? Was ist er? Spezierer! Was bleibt er? Spezierer! Soll ich mein Geld in Kaffeesäcke stecken? Mein gutes Geld!" Der Oberst legte die Hände auf den Rücken und durchmaß mit großen Schritten seine Stube. Eine ganze Weile. Immer, wenn er am eichenen Wandkasten vorbeikam, in welchem unter Glas seine Lorbeerkränze hingen, schielte er wohlgefällig hinüber. Schließlich blieb er davor stehen.

"Und ein Schütze ist der Kerl, daß Gott erbarm!" murrte er vor sich hin. Nach und nach beruhigte ihn aber der Anblick seiner Trophäen. Er langte nach dem Schlüssel und schloß den Kasten auf. "Die Becher werden von Jahr zu Jahr windiger," sagte er. "Nun, Zeit und Leute machen es nicht viel besser!" Eines nach dem andern nahm er die Trinkgeschirre heraus und hob sie ins Licht.

"Du Karoline," sagte er an den Tisch tretend. "Das war noch Arbeit. Ein verflucht artiges Stück! Na ja, so ein Unhängsel zu dir, sozusagen," bemerkte er schmunzelnd, indem er die Oberstin anschielte.

Frau Karoline lächelte. "Ja," sagte sie, "ohne den wäre ich wohl auch nicht zu einem Mann gekommen. Ich war doch schon eine reichlich alte Ehrenjungfer."

"Du bist wohl nicht ganz gecheit, ma chère Caroline," rief der Oberst. Er strich zärtlich über das glänzende, ein wenig altmodisch verschnörkelte Metall des Bechers. Dann, als käme ihm darüber ein guter Gedanke, ließ er das Gefäß stehen, neigte sich über den Tisch und griff nach der Hand der Oberstin. "Ja, Caroline, manchmal hast du sonderbare Einfälle. Aber meinethalben sollst du recht haben. Wärest du jedoch noch dreimal älter gewesen, das hätte mich nicht abgehalten." Und jetzt streichelten des Obersten Finger nachdenklich und freundlich die Handrücken seiner Ehefrau. Und zwischen ihnen auf dem Tisch, glänzte der Becher, als wäre er voll irgend einer neuen Verheißung. Auch Frau Caroline machte sich Gedanken. Ihre Meinung, daß ein guter Wind-

stoß das Segel des töchterlichen Eheschiffleins noch tüchtig geschwellt hätte und dieses selbst vielleicht in eine gemächliche Fahrt gekommen wäre, ließ sie nicht. So dachte sie den freundlichen Augenblick zu nutzen und bei ihrem Eheliebsten zum Besten zu reden.

"Ja, mein guter Adolf," begann sie zögernd, "nicht jeder sieht die Welt mit so blankgewaschenen Augen an wie du, daß ihm alles, was er gerade ansehen mag, klar und verjüngt vorzukommt. Und nicht jede, das darf ich sagen, ohne unbescheiden zu sein, hat die Geduld, welche ich hatte, um zu warten, bis der Blick solcher Augen auf sie fällt. Lena hatte diese Geduld sicher nicht. Und sie hat auch nicht gewartet und wie sie gemeint hat, der Abend möchte ihr kommen, bevor sie den Tag recht genossen, nahm sie eben vorlieb. Und wenn nun nicht alles so ist, wie du es dir wünschen magst, glaube mir, auch das Kind trägt daran und du könntest manches helfen, wenn du nicht immer wieder die süßen Gerichte anbrennen lassen wolltest, welche die Beiden vertrauensvoll an dein Feuer setzen. Überleg dir's Adolf, und hilf einmal!"

Eigentlich war die Eröffnung, daß sein Egidam von seiner Tochter gewissermaßen als Notbehelf in die Arme genommen worden war, dem Obersten kein Freudenschuß.

"Sakement," fuhr es ihm heraus, "steht die Sache so! Das ist mir ja das Neueste und ich weiß beim Eid nicht, ob ich mich über die Gärnase, welche sich so mir nichts dir nichts in ein Unternehmen einläßt, das weder ihr Herz und kaum ihren Verstand bindet, vielmehr aus purer Ungeduld eingefädelt ist, jetzt noch ärgern soll. Ja, wenn ich es recht überlege, so tut mir nun der Kerl wirklich leid. Denn diesem Frauenzimmerchen ist er sicherlich nicht gewachsen. Sie geht an ihm wie an einem zu kurzen Spazierstocken: man schwingt ihn mehr, als daß man ihn sonst nützen könnte. Teufel, Teufel!" Der gute Oberst kratzte sich die Glaxe. "Und jetzt meinst du, ich soll ihnen helfen? Nun, ich werde mich besinnen und die Nacht darüber schlafen und sehen, was es zu machen gibt! Aber das Mädchen! Nein, das hätte ich nicht gedacht. Als ob auf jeden Lauf ein Deckel gehörte. Früher war das auch nicht Mode; man stellte seine Flinte in einen Schermen ohne so viele Umstände, und mir scheint, das Waterhaus wäre dazu gar übel nicht gewesen. Aber so ist es einmal und man hat den Spezierer mit in den Kram bekommen. Und jetzt dauert er mich

gar noch. Ich hätte es nicht von ihm gedacht!"

So ritt denn andern Tags der Oberst ins Dorf und stieg bei seinem Schwiegersohne ab.

Ludwig Urber trat vor die Ladentüre, als er das Pferdegetrappel auf dem Pflaster hörte, und schickte sich sogleich eilfertig und mit einem etwas betretenen Blick an, seinen Schwiegervater in das obere Stockwerk, wo schon die junge Frau hinter der Stubenscheibe stand und nickte, hinauf zu begleiten.

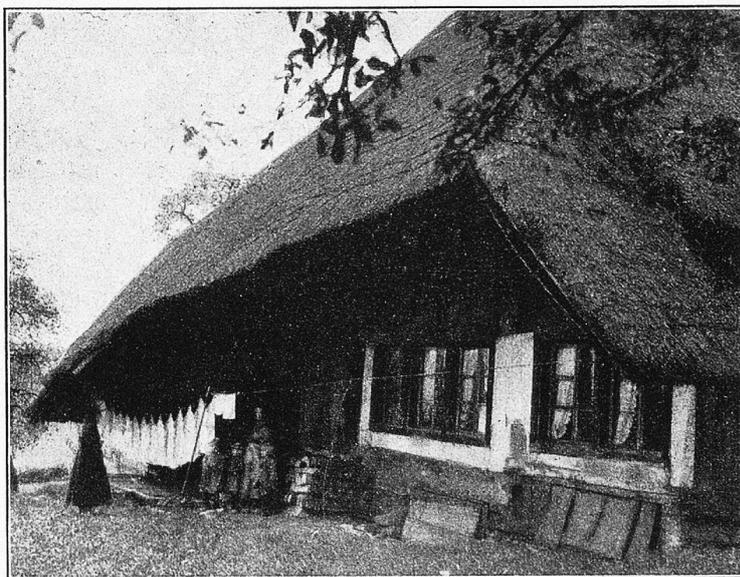
„Nein, mon cher gendre,“ — der Oberst fand es vornehm und bis zu einem gewissen Grade der Herablassung förderlich, welche er einigen Leuten schuldig zu sein glaubte, wenn er französische Brocken in den breiten alemannischen Fluß seiner Rede warf — „nein, diesmal gilt es vorerst dir und wenn du nichts dagegen hast, ist es mir lieb, im Hinterstübchen des „Sternen“, wo wir zu dieser Zeit ungestört sein mögen, die Geschichte abzumachen. Um es kurz zu sagen, es handelt sich um ein Geschäft, welches ich dir vorzuschlagen habe.“

Ludwig Urber geriet in freudige Verlegenheit. Er sprang hinter sein Stehpult, um Hut und Ausgehrock an sich zu reißen. Dazwischen überlegte er, daß es sich wohl nicht schicke, so ohne seiner Frau Bescheid zu geben, das Haus zu verlassen. Er lief in hastigen Sätzen die Treppe hinauf und teilte Lena unter der Türe mit, daß er mit dem Vater ein Geschäft abzuwickeln gedenke. Das war zwar eine kleine Umkehrung des oberflächlichen Vorschlages, hatte jedoch nichts auf sich. Lena aber stellte fest, daß kaum etwas ihrem Gatten besser anstand, als eine kleine Aufregung und der Widerschein einer gewissen Wichtigkeit, und sie freute sich ihrerseits, während die beiden Herren gemessenen Schrittes die Straße überquerten und im „Sternen“ verschwanden.

„Nun, ja,“ leitete der Oberst, nachdem der Wirt einen halben Liter Weißen zwischen seine beiden Gäste gestellt und sich nach einigen höflichen Fragen, welche der alte Brigadier sehr unnütz fand, woraus er kein Hehl machte, entfernt hatte, die Unterredung ein. „Nun ja, ich habe mir deine verschiedentlichen Vorschläge überlegt und da mir unerwartet — diesen Morgen — eine größere Rückzahlung avisiert wurde

und sich das Geld auf diese Weise ohne weitere Scherereien auf die einfachste Art plazieren ließe, bin ich nicht abgeneigt, trotz früheren Widerstrebens, auf die Sache einzutreten. „Er setzte sein Glas an, trank einen festen Schluck, als müßte er einer Bille nachhelfen, und schlürfte sich schließlich die Tropfen aus den Barthaaren, wobei er Luft einzog wie ein Blasbalg. Das gab einen bekümmerten Ton ab, so zwischen Seufzer und Stöhnen.“

Ludwig Urber jedoch saß da, wie von dem plötzlichen grellen Licht eines Scheinwerfers getroffen. Er wurde davon nur in einem Sinne



Aus dem Suhrental. Frontansicht „Zum schräge Hüsi“ in Safenwil (Aargau).

geblendet: Er sah alles deutlich vor sich, aber er sah es in unerhörter Pracht, in Glanz und Größe. Er mußte die Zähne zusammenbeißen und einigemal leer schlucken, so sehr übermannte ihn die unerhoffte Zusage des Obersten. Dann griff er seinerseits nach dem Wein und leerte sein Glas auf einen Zug.

„Verzeih Vater,“ sagte er, als ihn der Oberst verwundert ansah. „Ein so großer Bisfen macht Durst!“ Er setzte sich zurecht und fing aufs Ausführlichste seinen letzten Plan zu entwickeln an. Und der Oberst, welchem es eigentlich herzlich wenig um das Geschäft zu tun war, hörte ihm gelangweilt zu, ohne es zu zeigen. Er stellte fest, daß Urber auch in Eifer geraten konnte und einen ganz neuen Ton anschlug. Gewissermaßen einen kleinen Menschen ablegte, um sich mit einem Ruck auszuwachsen. Und in seiner ganz sachlichen Feststellung kam es dem

alten Stoll auch wieder schier bemitleidenswert vor, wie sich dieser junge Mann so wenig zu beherrschen wußte und das Glück, welches ja schließlich in einem Angebot von einigen tausend Franken bestand, zu sich nahm wie ein ungewohntes, berauschendes Getränk. Zuletzt, als der Spezierer eine Stunde gesprochen und entworfen und er hin und wieder sein ja und so zwischen die hastigen Sätze gesteckt hatte, machte er ein Ende und stand auf.

„Dann wäre die Sache ja im Blei,“ sagte er gutmütig, „und wir werden es noch kanzeleien. Aber wenn du nichts dagegen hast, so halte ich jetzt zum Mittagessen bei euch mit. So können wir's der Lena auch gleich mitteilen, daß sie die längste Zeit Speziererin gewesen ist, sondern nunmehr einen Delikatessenhändler und Drogisten zum Manne hat. Das wäre immerhin etwas und es geht schon eine Stufe höher. Na ja!“ Der Oberst schneuzte sich. Er mußte verbergen, wie wenig ihm dieser Treppengang imponierte. Immer lief es ja doch auf einen Kaffeesack heraus.

Dann, als er sich auf dem Heimweg befand, überkam den alten Stoll doch das Gefühl, als hätte er irgend einer Ausgrabung beigewohnt. In seinem Schwiegersohne war wohl die ganzen Jahre über etwas verschüttet gelegen, das nun ans Licht kam. Es war beinahe eine Freude gewesen, am Vergnügen der jungen Eheleute über die helleren und weiteren Aussichten teilhaben zu können. Wie eng mußte ihnen alles erschienen sein, daß sie sich über eine an sich so bescheidene Änderung zum Bessern bis zur Ausgelassenheit begeistern konnten. Nun, Arber hatte ihm gar nicht so übel gefallen und wer weiß, ob diese Erledigung nicht dem künftigen Leben seines Schwiegersohnes einen gehörigen Stupf gab. Möglicherweise machte man sogar einen guten Schützen aus ihm. Ein wenig lächelte der Oberst selbst über diesen abseitigen Gedanken. Aber ganz aufgeben wollte er ihn doch nicht. Man lernte ja, wie die heutige Erfahrung aufs Neue bewies, nie aus bei den Leuten.

Mit dem Frühjahr bekam der Arber'sche Spezereiladen sein neues Gewand. Zunächst wurde das verwetterte bisherige Firmenschild von seinem Standorte weggenommen, so daß das alte Hauswappen unbeengt in seiner ganzen Größe sichtbar wurde. Der grüne Baum darin erhielt von einem einheimischen Künstler einen neuen Anstrich. Der Maler konnte es

dabei nicht unterlassen, einige goldene Äpfel in die volle Krone hineinzusetzen. Als Ludwig Arber es entdeckte, wurde ihm aus einem unerklärlichen Grunde mißbehaglich zu Mute. Es war ihm, als wäre nun des Goldes fast im Überfluß vorhanden. Die neue breite Geschäftstafel der Delikatessenhandlung und Drogerie „zum grünen Baum“ war ein Feuerwerk von Goldbalken und Schnörkeln; die Türbeschläge sowohl, wie die Ranten der Schaufensterjense lockten mit ihrem scheinenden Golde die bewundernden Dorfbewohner an, sich herbeizuwagen und ungescheut den Laden zu betreten. Jetzt, als auch noch die Äpfel im Wappenbilde golden aufblitzten, war es zuviel. Der Baum der Erkenntnis, dachte Arber, und ein Frieren überrieselte ihn, als stünde eine unabwendbare Gefahr ihm bevor. Aber er war wohl ein sehr undankbarer Mensch, solchen Hirngespinnsten nachzuhängen, wo doch alles jetzt sich zum Besten fügte und selbst seine Frau den ganzen Tag treppab und -auf lief und immer wieder in helles Entzücken geriet, über die Änderungen, welche sie jedesmal antraf. Am ersten schönen Mai sonntag sollte gewissermaßen das Richtfest des neuen Geschäftes, aber im Stoll'schen Hause, gefeiert werden, damit am Montag darauf ohne Umstände und Haushaltungshindernisse die neuen Räumlichkeiten einem ungeduldig harrenden Publikum geöffnet werden konnten.

Frau Caroline plante auf den Anlaß hin verschiedene gemütvollere Überraschungen, und ihr Mann hatte nichts dagegen. Umso weniger, als ihn eigene Geschäfte in besonderem Maße in Anspruch nahmen.

Die Glichenauer rüsteten nämlich zu einem Schützenfeste. Man muß es den Schweizern lassen, daß sie ihre Feste vorzubereiten und zu feiern verstehen. Die Glichenauer gaben da niemandem etwas nach. Sie hatten schon den Winter über in einem halben Dutzend von Ausschüssen die Einzelheiten der Veranstaltung besprochen. Das Schießkomitee hatte alle habhaften Schießpläne der Schützenanlässe der verflossenen Jahre gründlich studiert und erörtert und nun seinerseits eine Schießordnung aufgestellt, welche selbst nach der Meinung des kantonalen Vorstandes, den man zu einer Bernehmlassung an Ort und Stelle geladen und auch altem Brauch gemäß kräftig bewirtet hatte, nicht mehr zu übertreffen war. Das Wirtschaftskomitee hatte sich die Offerten der ange-

sehensten Weinhändler zukommen lassen und stand mit einem der besten Köche eines Graubündner Kurhauses in Verbindung, um seinerseits nichts am guten Gelingen zu veräumen. Bäcker und Metzger des Ortes wurden täglich, schon Monate vor dem großen Tage, bestürmt, ja nicht etwa durch Versager im letzten Augenblick den Ruf des festgebenden Dorfes zu schmälern. Denn, wohlgemerkt, was da im Schwünge war, war nicht der einfache Anlaß eines einzelnen Vereins, sondern die gemeinsame Herzenssache einer Gemeinde, welche auf guten alten Brauch und Herkommen hielt. Das ersah man schon an den mit Erfolg gekrönten ersten Bemühungen des Vergnügungs- und Gabenkomitees. Ohne gedrängt werden zu müssen, stellten sich sämtliche Vereine des Dorfes zur Verfügung. Ja, ein Kollegium von drei Lehrern ließ es sich nicht nehmen, ein überaus ansprechendes Festspielchen zu dichten, zu komponieren und bühnengerecht auszustatten. Die Ladenbesitzer ohne Ausnahme, selbstverständlich auch alle Gewerbetreibenden und nicht zuletzt die landwirtschaftliche Genossenschaft, überboten sich in der Zusage von Ehrengaben. Die Dorfschönen jedoch stückten vereint ebenso niedliche als nützliche Festabzeichen. Ein guter Rechner hatte herausgefunden, daß man auf diese Weise mit wesentlich geringeren Kosten zu Andenken komme, denen jedem einzelnen der Stempel einer Originalarbeit aufgedrückt und nicht der durchdringende Geruch von Fabrikware anhaften würde. Und über all diesem Schaffen, über all dieser Vorfreude wachte mit Eifer der Vorstand des „Schützenbundes Mhchenau“, an dessen Spitze, seiner langjährigen Verdienste um das Schützenwesen zufolge, Oberst Stoll stand. Da war es wohl nur allzu begreiflich, daß er sich um Familienfeste nicht zu einläßlich kümmern konnte. Wenn es ihm auch nicht ganz unlieb war, daß auf den Schützenanlaß hin, an welchem doch Freunde und Bekannte aus allen Schweizergauen sich einstellen mochten, das Geschäft seines Schwiegersohnes etwas Großzügiges, etwas Städtisches bekam. Ja, die ganze Neueinrichtung hob auch vorteilhaft den Glanz der geplanten Ausschmückung der Hauptstraße. Und da gerade von der Front des „Grünen Baums“ zu derjenigen des „Sternen“ die Straße durch eine hohe Ehrenpforte unterbrochen werden sollte, was bekanntlich stets im Gefolge hat, daß der Festzug ins Stocken kommt und man so in Muße seine Umgebung betrach-

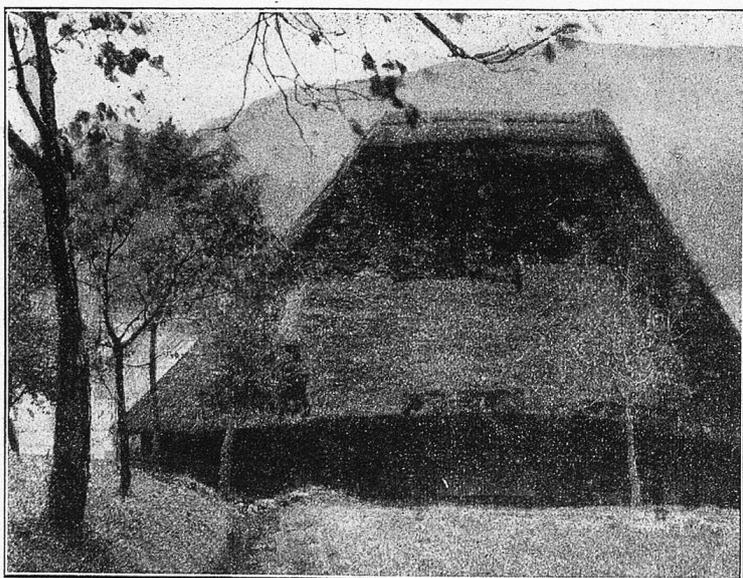
ten kann, erschien es dem Obersten als eine besonders glückliche Fügung, daß er sich den Plänen seines Schwiegersohnes nicht länger widersetzt hatte.

Er hätte übrigens auch sonst keinen Grund gehabt, seine Nachgiebigkeit zu bereuen. Ludwig Urber schien wirklich ein anderer Mensch geworden zu sein. Er hatte den etwas faden-scheinigen Mittel des Krämers ausgezogen, um sich in den griffigeren Rock des Kaufmanns zu kleiden. Der stand ihm ganz wohl an. Und weil er doch von Natur aus nicht so bescheiden war, nicht zu wissen, was ihm zum Vorteil diente, trug er ein gedämpftes Selbstbewußtsein zur Schau, und dieses wiederum brachte ihm die aufmerksame Achtung derer ein, welche ihn bislang für einen schwachen Kopf, einen Angsthasen und Fädchenkrämer gehalten hatten. Noch war sein Geschäft in Wirklichkeit äußerlich nicht vergrößert und schon erfuhren seine bisherigen Lieferanten, daß eine neue Luft durch das Ganze wehte. Der eine und andere Kaufherr aus der Stadt stellte sich persönlich ein, um der Sache auf den Grund zu kommen. Diese Besuche, welche zwar wohl ebenso sehr dem Schwiegersohn des allgemein geachteten Obersten galten — hatte man doch bald Wind von dessen Geschäftsbeteiligung bekommen als dem sich reckenden früheren Spezierer — schmeichelten dem erwachten Ehrgeiz Ludwig Urbers nicht wenig. Er ließ den Großhändlern, welche in seinem Hause aus- und gingen, nichts abgehen, begleitete sie auch regelmäßig nach Erledigung der Geschäfte in den „Sternen“ und jakzte mit ihnen bis tief in den Abend hinein. Dann kam er wohl mit heißem Kopfe nach Hause, voll hochgehender Gedanken, wie ehemals, wenn er aus der Stadt heimgekehrt war. Und seine Frau, welche seine Lebhaftigkeit von Tag zu Tag sich liebenswürdiger entwickeln sah, fing an, alle jene Eigenschaften an ihm zu entdecken, welche bisher nur irgend einer unbestimmten Persönlichkeit ihrer wachen Träume wie schimmernde Schmuckstücke angehängen hatten. Ihre Bärtlichkeit wuchs und Ludwig Urber wunderte sich oft über das Glück, welches ihm mit einemmal aus riesigen Blumenhörnern vor die Füße gestreut wurde, während er früher mit einem einzigen Knösplein sich wochenlang hatte begnügen müssen. Und der ängstliche Mensch, welcher jeden ärgerlichen Gedanken seiner Kunden einstmals empfunden und nur schwer verarbeitet hatte, welcher sich

selbst nächtelang hintersonnen, wenn ein etwas barsch klingendes Wort Dritter irgendwo seine kleine Bünklichkeit traf, welcher unterwürfig jedem Bessergestellten die Türe gehalten hatte, begann selbst, mit einer gewissen Achlosigkeit vorerst, dann jedoch mit Verachtung auf die allzu Vorsichtigen und Schneckenhaften, wie er sie prahlerisch nannte, herabzusehen und sich einen gönnerhaften oder barschen Ton anzuewöhnen.

Das war die Art, welche dem alten Stoll gefiel.

„Nun, ma chère Caroline“ äußerte er sich zu seiner Frau, „es ist doch sehr merkwürdig,



Aus dem Suhrental. „Zum schräge Hüsi“ im Feld, Safentwil (Murgau).

wie lange gewisse Menschen brauchen, um aus ihrer Schale herauszukommen. Dann aber sind sie sozusagen auch viel rascher flügge. Ein ganz patenter Kerl, unser lieber Ludwig: Na ja, das Mädchen hat das wohl schon lange heraus gehabt. Liebe macht ja nicht immer blind. Und im vorliegenden Falle kann man sich nur beglückwünschen, daß sie ihren Kopf durchgesetzt hat. Bloß schießen tut der arme Ludwig! Nun, das kann ja auch noch werden. Mit Energie, und die hat er ja Gott sei Dank, mit Energie bringt der Mensch alles zutwege. Es wäre mir jedenfalls äußerst peinlich, wenn er beim Schützenfest nicht einigermaßen gut abschneide. Es braucht ja nicht gerade der erste Lorbeer zu sein, wenn ihm auch bei seiner erfreulichen Mauserung alles zutrauen ist; aber so in die Mitte sollte er doch rutschen

können! Meinst du nicht?“ Und der Oberst stellte sich vor seinen eichenen Kranz- und Becherkasten und überlegte mit hoffnungsfeligen Gefühlen, daß, wenn er einmal nicht mehr da sein würde, sich alle die Sachen in gute Hände vererben ließen.

Nur Frau Caroline war nicht ganz mit der Entwicklung der Dinge zufrieden. Sie hatte eine mütterliche Zärtlichkeit zu dem unbeholfenen und scheu rücksichtsvollen Ludwig Urber gehegt, und empfand nun mehr das sichere und laute, ungebärdige neue Wesen des Schwiegersohnes wie einen Mißklang. Sie konnte sich nicht helfen. War das auch wirklich ganz in Ordnung? Hätte sie gewußt, daß Urber selbst sich in gewissen Augenblicken die gleiche Frage stellte und daß er manchmal wie der Zuschauer seines neuen Selbst mit einer von Mißtrauen bedrängten Neugier dem eigenen Wesen beiwohnte, würde sie vielleicht mit einigen wohlwollenden Worten zur rechten Zeit alles noch haben im Guten lösen können. Aber sie ahnte ja nicht. Nur einmal, als jener Farbenkünstler den grünen Baum im Urber'schen Wappen fertig übermalt hatte und sich anschickte, einige ausgesparte graue Lupfen mit Gold zu besetzen, hatte sie ein Ausspruch ihres Schwiegersohnes rasch aufhören lassen.

Urber stand vor seinem Hause, die Hände tief in den Rocktaschen, so recht wie ein Mann, welchem nichts anderes zu tun übrig bleibt, als seiner Leute Arbeit zu bewachen und zu begutachten. Als er seine Schwiegermutter des Weges kommen sah, ging er ihr artig entgegen, machte sie liebenswürdig beflissen auf die Fortschritte des Ausbaus aufmerksam, wies ihr auch das Wappen und indem er plötzlich stutzte, sagte er ernsthafter als vorher:

„Ein wenig viel Gold! Und gar der alte Baum, der alte grüne Baum, treibt es auf einmal zu toll. Die reinsten Paradiesäpfel, und es fehlt eigentlich nur die Schlange um den Stamm, die Versuchung deutlich zu machen.“ Er schloß rasch die Augen und hatte einen kummervollen Zug im Gesicht. Im nächsten Augenblick aber fuhr er sich hastig über die Stirne. „Nun ja,“ fügte er leicht hin bei, „man kann sich an das Gute halt auch nicht so rasch gewöh-

nen. Selbst wenn man es wohl verdient hat, und wenn es nur durch das geduldige Warten wäre!" Dann führte er die Oberstin sorglich die Treppe hinauf und übergab sie seiner Frau, um selbst, wie er mit einem raschen Blick auf die Uhr feststellte, noch einen Handelsherrn abzufertigen, den er zum Gabelfrühstück in den „Sternen“ gebeten hatte. Als sie mit ihrer Tochter allein in der Stube saß, konnte die Mutter kaum eine warnende Bemerkung unterdrücken. Aber das heitere Gesicht Lenas und die Munterkeit, mit welcher diese jetzt alles vornahm, was sich so bei einem kleinen Vormittagsbesüchlein schickt, drängte das vorsichtige Gefühl zurück und die Oberstin freute sich ihrerseits herzlich daran, daß nun alles doch so anders gekommen war, als man es hatte ahnen können.

„Ja,“ sagte die Tochter, „ich bin nun auch restlos glücklich! Und oft kommt es mir vor, als wäre es ein Traum und ich muß mir die Augen reiben oder meine Stirne an die Scheiben drücken, um deutlich zu wissen, daß es Wirklichkeit ist. Ach, wie ist das Leben schön und nun gar in diesem Jahr, in welchem es hier auf dem Dorfe so aus dem Vollen zugeht, daß man sich kaum auf die engen Verhältnisse zu besinnen braucht. Oh, es ist jetzt auch für mich eine Freude, das ganze Fest vor mir zu haben. Vorher, wäre es mir nur Dual gewesen.“ Zwischen ihrer Rede ging sie aus und ein; trug ein Tröpflein Landwein auf, schichtete einiges Hausgebäck in eine Schale, trank selbst stehend einen festen Schluck und nickte der Mutter zu, während sie schon wieder an der Anrichte einige Blumen ordnete. Alles Dinge, welche sie früher zwar auch getan, aber träge, gewissermaßen unbewußt und sicherlich ohne jede Freudigkeit. Wie konnte da die Oberstin mit Zweifeln kommen. Hatte eine alternde Frau überhaupt das Recht, junges Leben, welches ein wenig überschäumte, eindämmen zu wollen? Gab es überhaupt ernsthafte Gründe, um irgend eine kritische Bemerkung zu machen, welche einen andern Sinn gehabt hätte, als schwiegermütterliche Überheblichkeit? Die gute Frau Stoll kam sich selbst ein wenig kleinlich und lächerlich vor. Und weil sie im selben Augenblick an den jetzt mit Goldäpfeln so verschwenderisch bedachten grünen Baum dachte, fing sie auch davon zu reden an und brachte sogar ein schönes Gleichnis zustande, in welchem der Baum, welcher bisher, alle die ersten Ehe-

jahre des jungen Paars her, in halber Verborgtheit versteckt, nicht einmal gegrünt habe, nun, da man ihn kaum ins volle Licht gerückt, schon üppig sprosse und gar Früchte zu tragen anfang, die freundlichste Note erhielt.

„Ach ja,“ schloß sie selbstbefriedigt über diese Lösung, „alles in dieser Welt muß an die Sonne, um aufwärts zu kommen. Und die Sonne bricht oft so unvermutet durch, daß man es als ein bares Wunder betrachten möchte, und doch hat es seine Richtigkeit damit. Freut euch, freut euch nur recht von Herzen!“ Und sie umarmte gerührt ihre Tochter, welche, ein wenig erstaunt über die predigthafte Ansprache und den salbungsvollen Zuspruch, beinahe in Verlegenheit geriet. Das suchte sie aber rasch zu überwinden, indem sie neuerdings vom bevorstehenden Schützenfeste zu sprechen anhub. Sie erkundigte sich nach der gewiß aufreibenden Tätigkeit des Vaters und versprach ernstlich einmal den, für die Gelegenheit neu gebauten Stand zu besichtigen. Sie hatte nämlich, obwohl eine Frau, ihrerseits eine kleine Leidenschaft für das Schießwesen. Es wurde ihr immer recht wohl und glücklich zu Mute, wenn es richtig um sie her knallte und der Pulvergeruch ihr die feinen Nüstern blähte.

„Weißt du, was nun Vaters sehnlichster Wunsch ist,“ fragte die Oberstin auf den Gegenstand eingehend und doch ein wenig zögernd. Der Anspruch ihres Gatten kam ihr im Augenblick doppelt töricht vor. Aber dann ging sie geradewegs aufs Ziel los: „Nun, er meint, daß sich Ludwig jetzt doch auch ein wenig der Schießerei annehmen sollte, so daß er es am Ende bis zum Feste so weit brächte, einen Kranz herauszuholen. Es ist ja ein wenig lächerlich,“ fügte sie rasch hinzu, als sie die junge Frau verwundert und stumm auf sich niederblicken sah, „aber du kennst ja deinen Vater und weißt, was bei ihm am meisten gilt.“

„Nein,“ sagte die junge Frau Arber, „ich finde es gar nicht so lächerlich und ich wüßte wirklich nicht, weshalb Ludwig jetzt nicht auch seinen Kranz haben sollte wie jeder andere.“

Als sich die Oberstin wieder auf den Weg machte, hatte sie aufdringlich das Wörtchen „jetzt“ im Ohr, welches so deutlich im Leben ihrer Tochter die Entfagung der Vergangenheit von der unbegrenzten Zuversicht in Gegenwart und Zukunft trennte. Sie konnte sich nicht helfen, auch diese ja so begreifliche Einstellung, welche alles auf äußerliche Erfolge setzte, machte

ihr Sorgen.

„Ich werde alt,“ dachte sie jedoch bitter und sie nahm sich vor, ihre trüben Gedanken zu verstreuen oder zum mindesten sie niemanden wissen zu lassen.

Die junge Frau aber hatte den Wunsch des Vaters nicht einfach so leicht hin genommen. Mochte es auch lächerlich scheinen, es wurmte sie, daß, nachdem nun alles, was sie zu einem wohlgestimmten Leben haben zu müssen glaubte, sich mühelos einstellte, dieses eine Ziel allein unerreicht bleiben sollte. Sie wußte zwar, daß ihr Mann über die Schießerei seine eigenen Gedanken hatte. Ja, die Hartnäckigkeit, mit welcher er sich früher allen Vorhalten in dieser Angelegenheit entgegengesetzt hatte, war damals beinahe das einzige gewesen, was seiner Frau einen gewissen Respekt abnötigte. Und sie wäre schließlich so weit gekommen, da er seine Gründe gegen diesen Betrieb mit gerade jener Umsicht und Deutlichkeit, welche in den übrigen Geschäften seinem Auftreten fehlten, vorbrachte, sich selbst zu seiner Ansicht zu bekennen und den Mangel an Fertigkeit im Schützenstande nicht zum Vornherein als einen Mangel an Mannestüchtigkeit zu betrachten. Doch jetzt, wo sich alles geändert hatte und jene einstmalige einzige kräftige Charaktererregung ihres Mannes von seinen ins Kraut schießenden neuen männlichen Eigenschaften sehr in den Hintergrund gestellt, ja eigentlich zu einer Schwäche entwertet wurde, wuchs sich jener Mangel zu etwas Wesentlichem aus, wurde ein Fleck im vollendeten Bilde, welches sie sich schon vom Gatten zurecht gemacht hatte. Und dieser Fleck mußte weg. Solche Überzeugung entstand nun nicht in einem Augenblicke klar und deutlich in ihr. Zunächst lächelte sie sich selbst über ihre Gedankengänge aus. Aber sie kehrten doch immer wieder und da die Anregung, sie weiterhin lächerlich zu finden, ausblieb, weil ja niemand von ihnen etwas wußte, setzten sie sich endgültig und bestimmt fest. Und eines schönen Sonntagmorgens, als Arber notgedrungen, um seiner Schießpflicht nachzukommen, sich auf den Weg zum Stande machen wollte, hielt sie ihn unter der Stubentüre noch auf und schmeichelte an ihm herum, bis er es schließlich heraus hatte, daß er sich doch anstrengen solle, um es zu einem ansehnlichen Ergebnisse zu bringen.

Früher hätte eine so vorgebrachte Bitte den jungen Chemann in eine verzweifelte Lage versetzt. Seiner Unfähigkeit zu der von ihm ver-

langten Sache bewußt, andererseits ängstlich beflissen, nichts zu unterlassen, was seiner Frau doch sehr am Herzen liegen mochte, da sie alle weiblichen Künste auf die Erfüllung hin spielen ließ, hätte er in doppelter Unsicherheit seine Schüsse abgegeben und wäre sicherlich kleinlauter als je mit den wehmütigsten Gefühlen wieder zu Hause eingekehrt. Aber die Zeiten hatten sich wirklich geändert. Und Arber, heute noch ebenso überzeugt wie ehemals, daß er auf diesem Gebiete nichts Bedeutendes zu leisten fähig sei, doch seiner Frau gegenüber nunmehr in der vorteilhafteren Lage des vollkommenen Glückbringers, lachte einige heitere Schollen über die an ihn gestellte Zumutung und ging mit belustigtem Kopfnicken und vergnügten Sinnes an die Erledigung einer Aufgabe, welche für ihn wirklich nur eine Pflicht, um nicht zu sagen eine Ironie, bedeutete. Aber das Geschick hat überall seine Hand im Spiele. Mochte es nun die Unbefangenheit sein, mit welcher der sonst sehr mittelmäßige Schütze an diesem Sonntag Vormittag sein Gewehr anschlug, mochten sonstige hervorragend günstige Umstände mitwirken, er schoß zum erstenmal in seinem Leben wirklich gut. Einen ansehnlichen Treffer um den andern, als wäre es die selbstverständliche Sache der Welt.

Der alte Oberst stand hinter ihm und wurde nach jedem Schusse bleicher vor Aufregung. Mit herrischen Gebärden wies er alle Zuschauer, welche diesem ungewohnten Glücke beratend und werweisend beizuhelfen wollten, ab und enthielt sich selbst jeden aufmunternden oder zurechtweisenden Zwischenrufes, bis die letzte Kugel mit leichtfertiger Schwung über die Schulter des Schützen zurückflog. Dann aber brach er in ein fröhliches Lachen aus und es hätte wenig gefehlt, er wäre seinem Schwieger-sohne, welcher nunmehr mit einer ihm selbst merkwürdigen Gelassenheit von seiner Scheibe zurücktrat, öffentlich um den Hals gefallen. Er ließ es jedoch bei einem leuchtenden Blicke und einem kräftigen Schlage auf die Schulter bewenden und führte ihn in unverheimlichem Triumph an einen der im Stande stehenden Tische.

„Du Herrgottsdonner,“ schnaubte er noch zitternd vor Aufregung, „wie hast du denn das gemacht?“ Er ließ eine Flasche aufstellen und stieß mit Arber an, welchen er so eingehend betrachtete, als säße ein neuer Mensch vor ihm.

„Nun,“ sagte Arber etwas großartig, denn

jetzt stieg ihm die Sache doch in den Kopf, wenn er sich auch deutlich bewußt war, daß er eine solche Paffe in seinem Leben nie mehr abgeben würde. „Ich habe eben geschossen!“

„Und wie,“ sagte der alte Stoll, „und wie! Es langte dann noch schön zu einem Kranz!“ Er schmunzelte vor sich hin, weil er an die Augen seiner Frau dachte, wenn er ihr dieses Ergebnis mitteilen würde. Er hatte es ja gewußt, daß der neue Urber auch hier seinen Mann stellen würde. Und insgeheim machte er sich nun Vorwürfe, daß er, wegen seines nun offenbar unbegründeten Mißtrauens, diesem verborgenen Kerl nicht schon lange ans Tageslicht verholzen hatte.

„Nun,“ fügte er noch hinzu, „der Kranz läuft dir ja nicht weg. Am Schützenfest holst du ihn dir und ich denke, es wird nicht der letzte sein, oder?“

„Kann sein,“ sagte Urber plötzlich kleinlaut. Ihm war der grüne Baum mit den goldenen Äpfeln in den Sinn gekommen, und er sah ganz deutlich eine Schlange sich um den Stamm winden: ein niederträchtiges Gewürm, dessen Anblick einem kalte Schauer über den Rücken jagte. Er stürzte rasch sein Glas und da die Vision sich nicht so kurzerhand vertreiben ließ, sondern ihm wirklich körperliches Mißbehagen verursachte, verabschiedete er sich, sobald es ihm schließlich schien, und machte sich auf den Heimweg.

Der Tag war von einer blendenden Helle. Aber Urber kam die Natur vor wie mit einem dünnen Schleier verhangen. Er schalt sich einen Schwächling, welcher seine Nerven nicht im Baum halten könne, und fing an, ein ausgelassenes Lied vor sich hinzupfeifen, als wäre er in der fröhlichsten Laune. Aber mitten in der Melodie brach er ab und starrte in die Luft, welche sich unendlich blau und weit vor ihm über flachen Hügeln wölbte, als wolle sie ihm die fühle Unergründlichkeit allen Wesens und allen Geschehens zu Gemüte führen.

„Zum Teufel,“ sagte er vor sich hin, „ich bin doch kein Kind!“ Und er überlegte, daß er, wenn es darauf ankommen sollte, doch wohl ebenso glänzend abschneiden könnte wie heute. Aber alle Überlegung nützte ihm nichts. Er war aus seiner gelassenen Laune gebracht. Wie jemand, welchem man plötzlich fremde Kleider, die er sich

auf eine unerklärliche Weise angetan hat, wieder vom Leibe reißt, sah und fühlte er sich wieder als der ängstliche, gänzlich unbedeutende Spezierer, der er Jahre hindurch gewesen war und den ein anderer auf eine kurze Spanne Zeit verdrängt hatte. Und nun war diese Zeit um und niemand außer ihm ahnte es und zu niemandem konnte er davon sprechen, ohne mißverstanden, ja ausgelacht zu werden. Jrgend etwas in ihm selbst wehrte sich ebenfalls gegen diese neuerliche Verwandlung. Er stand vor



Aus Kölliken im Aargau.

ihr wie vor einem Abgrund, welchen er hätte überspringen sollen und vor dem ihm die Kräfte versagten. „Ich will nicht,“ trockte er. Aber es nützte ihm nichts. Wie stellte er sich nun wieder in das Leben, in sein altes kleines Leben? Wie begegnete er seiner Frau, dem Obersten und der Oberstin? Und da ihm unter freiem Himmel eine klare Lösung nicht einfallen wollte, trat er zögernd in eine kleine Pinte, das „Schützenhörnli“, welches vor dem Orte lag und nicht gerade im besten Rufe stand, ob schon sein Besitzer als Zeiger in Schützenkreisen einiges Wohlwollen genoß. Hier bestellte er einen Schnaps, trank ihn auf einen Zug leer und bestellte zum zweitenmale.

„So, Herr Urber,“ sagte die Kellnerin, welche ihre Leute kannte, „hat es wieder nicht zu einem Kranz gelangt?“ Ludwig Urber warf dem Mädchen, welches sich unverschämt zutunlich an ihn heranmachte, einen trüben Blick zu. „Trinken Sie halt noch eines. Oder wollen Sie Wein, ich will Ihnen dann gern ein wenig Ge-

gesellschaft leisten, jetzt kommt ja niemand!" Arber nickte ohne zu überlegen.

Die Dirne brachte einen jener Weine, welche auf unverfängliche Art zurecht gemacht sind und sich in den zweifelhaftesten Buden einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Sie hielt ihm, nachdem sie eingeschenkt hatte, gleich ihr volles Glas hin. Dazu schloß sie auf Katzenart halb die Augen, so daß es aufreizend und spöttisch zugleich aus ihnen glomm.

"Nun, geschossen habe ich nicht schlecht," wehrte Arber, welchem schon der rasch getrunzene Schnaps den Kopf heiß machte. "Wenn es immer so ginge, könnte ich zufrieden sein."

"He, warum soll es denn nicht immer so gehen?" fragte die Dirne hinterhältig.

"Das versteht Ihr nicht," sagte Arber barsch.

"Nun ja, Ihr müßt es mich grad noch lehren," gab ihm die Dirne schnippisch heraus. "Es kehren allerhand Schützen hier ein, und man könnte manches erzählen, wenn man wollte!"

"Ach so," sagte Arber nebenhin. Aber dann schien er plötzlich genug zu wissen. Er bezahlte und schritt grüblerisch, ohne wieder aufzusehen, ins Dorf hinein. Als er in sein Haus trat, zwang er sich zu einem Lachen. Er stellte sein Gewehr in eine Ecke und trat trällernd in die Stube, wo Vena am Tische stand und sich an den Bestecken zu schaffen machte. Sie wandte erwartungsvoll den Kopf zurück.

"Nun, wie ist es gegangen?" fragte sie. Sie sah aber gleich wieder vor sich nieder auf den Tisch, als möchte sie einer Enttäuschung ausweichen.

"Sehr gut," sagte er laut, "ganz ausgezeichnet sogar, es würde zu einem Kranz langen!" Der Bescheid klang beinahe spöttisch und Arber blieb auch mitten im Zimmer stehen, als wartete er auf eine Widerrede.

"Wirklich?" fragte sie ungläubig.

"Wenn ich es sage," antwortete er ungeduldig.

Die junge Frau ließ die Bestecke liegen und ging auf ihn zu.

"Oh du," sagte sie schmeichelnd. Der Stolz leuchtete ihr aus den Augen. "Was hat auch der Vater gesagt?"

"Nun, was wird er gesagt haben, wir haben eines darauf genommen," sagte Arber hastig.

"Ja, man merkt es fast," sagte Vena und lächelte wohlwollend. Es schien ihr ganz selbstverständlich, daß man solche Ereignisse begoß.

Dann aber wurde sie stutzig.

"Aber du, freust du dich denn gar nicht?" wollte sie wissen.

"Doch," sagte Arber ohne Überzeugung, "aber jetzt habe ich Hunger!"

"Du Ärmster!" Frau Vena lief in die Küche. Nachher hatte sie allen Grund, sich über ihren Mann zu wundern.

"Ist dir denn nicht wohl," fragte sie. "Gewiß bist du zu rasch gegangen bei der Hitze!"

"Ach, so heiß ist es nicht," sagte er. Und nach einer Weile ging er ans Fenster und beugte sich hinaus.

"Du, das Wappen macht sich da eigentlich verdammt prozig. Ich glaube, ich lasse es übermalen." Er setzte sich wieder an seinen Platz und schwieg.

"Was hast du denn auch?" fragte die junge Frau nach einer Weile.

"Ich nichts . . . das heißt . . . ja, es war wirklich ein wenig heiß! Außerdem will ich doch ein wenig abliegen."

"Tu es nur, aber nachher müssen wir hinausspazieren, ich will auch dem Vater seine Freude sehen!" beschied Vena.

Es war wirklich der Mühe wert, sich die Freude des alten Obersten zum Schauspiel zu nehmen. Ein wohlgelungenes Brigademanöver hatte ihm sicherlich früher nicht mehr Vergnügen bereitet als jetzt die plötzliche Schießfertigkeit seines Tochtermannes. Er begriff nur nicht, daß dieser den Anlaß so einsilbig und beinahe mürrisch beging.

"Zu Weihnachten schaffe ich dir einen Kranzfaß an," plante er lustig drauf los, "wo willst du ihn hinhängen? Nun, das wird sich ja geben."

"Aber," fiel die Oberstin ein, "er hat ja noch gar keinen Kranz!"

"Papperlapapp," fuhr der Oberst auf, "du hättest ihn schießen sehen sollen. Mit einer Ruhe sag ich dir: ein Geschützrohr liegt nicht unbeweglicher auf seiner Lafette, als der Prügel in seiner Hand lag. Es hat mir ordentlich einen Stich gegeben, denn nun sprengt er mich wohl. Aber es bleibt ja in der Familie. Na, also darauf wollen wir denn doch eines nehmen!" Er drehte sein Kristallglas ins Licht. Die Strahlen tanzten nur so über die Tischdecke hin und an den Gesichtern hinauf. Ludwig Arber lehnte sich steif zurück. Langsam sah er alle prüfend der Reihe nach an. Zuletzt seinen Schwiegervater. Dann senkte er den Blick.

„Ich schieße nicht mehr,“ sagte er störrisch.
 „Himmelherrgottsaferment,“ krächzte der Oberst. Er schlug die flache Hand auf den Tisch, daß es knallte. „Das ist ein verdammt guter Witz!“ Dann lachte er unbekümmert und fröhlich über den Tisch weg.

Die Oberstin kniff die Augen zusammen. Ganz fest, als müßte sie einen erwarteten Schmerz verwinden.

„Nein,“ sagte Urber nochmals und stand auf, „ich schieße nun wirklich nicht mehr.“

Da sah ihn der Oberst betroffen an. Wie er ihn so erblickte, in allem Trotz ein wenig lächelnd, in ängstlicher Verlegenheit und bereit, alles über sich ergehen zu lassen, was nun noch kommen konnte, so ganz wieder der Spezierer

von ehedem, zwang den alten Offizier eine jähe unbändige Wut ebenfalls auf die Füße.

„Wir wollen dann sehen,“ sagte er höhniisch. Gleich aber ließ er sich atemlos wieder in seinen Stuhl zurückfallen; er schloß die Augen; ihm wurde beinahe übel von diesem feigen, ausweichenden Blick, von dieser geduldigen Mutlosigkeit.

„Pfui Teufel,“ keuchte er und spuckte aus.

„Adolf,“ rief die Oberstin.

„Adolf, Adolf,“ höhnte der Alte. „Willst du ihn etwa in Schutz nehmen? Ich mach' ihm schon nichts, dem Schmachtlappen, dem Schlappschwanz! Herrgott, daß du uns das hast antun können,“ wandte er sich zornrot zur Tochter.

(Schluß folgt.)

Alte Bauernhöfe.

Von Oskar Kollbrunner, New-York.

Sie liegen da bei Gärten breitgebetet
 Und an der Straßen Altbeschaulichkeit,
 Viel hundert Jahre halten sie verkettet
 Mit ihrer menschgeword'nen Wesenheit.

Denn so wie Menschen, die nach innen finnen,
 Wie Bauern selbst, die karg an Worten sind,
 Ist jeder Stein und jeder Span von ihnen
 Und tiefer Räffel voll ein jedes Spind.

Sie liegen da im Schaffen alter Bäume:
 Vor allen Kammern blüht ein Felderstrauß —
 Ein Siebel schweigt sich über dem Geträume
 Der tiefen Kammern wie ein Priester aus.

Die Ahnen bauten sie für Ewigkeiten,
 Mengten den Mörtel mit der Stirnen Schweiß,
 Das Glück der spä'tsten Enkel zu bereiten
 Mit ihrer harten Bauernhände Fleiß,

Der Aecker Gold, die Last der alten Gärten,
 Floß in die Speicher eichenholzgefugt,
 Doch haben sie die Jahre, die sie währten,
 Sich bei Gebet und Pflug und Brot begnügt.

Und so, getreu den Ueberlieferungen,
 Sind Haus und Hof noch heute eingestelt;
 Kaum daß ein Wurm durch's Eichenholz gedrungen
 In dieser gottsam eingeschwieg'nen Welt.

